

Geheimprotestantismus, Josephinismus und Volksliturgie in Österreich

Von Adam Wandruszka

Der Beitrag von Rudolf Reinhardt „Zur Kirchenreform in Österreich unter Maria Theresia“¹ erscheint geeignet, die in jüngster Zeit etwas steril gewordene Diskussion um Wesen und Ursprünge des „Josephinismus“ in Österreich zu beleben und auf eine neue Grundlage zu stellen. Allerdings ist zu befürchten, daß diese bedeutsame Studie, nicht zuletzt wegen ihres allzu bescheidenen Titels, nicht die ihr gebührende Beachtung findet. Es sei mir daher gestattet, aus eigener Beschäftigung mit dem Thema einige die Darlegungen Reinhardts ergänzende und bestätigende Gedanken anzufügen und zugleich zu versuchen, die Ergebnisse der Forschungen des Verfassers in einen größeren Rahmen einzuordnen.

Bei der Beurteilung der österreichischen Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts geht man meist, bewußt oder unbewußt, von der Annahme aus, daß der Rekatholisierung der österreichischen Erblande in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein nahezu vollständiger Erfolg beschieden gewesen sei und daß die Epoche des barocken Katholizismus, etwa von der Mitte des 17. bis zu der des 18. Jahrhunderts, tatsächlich jene „Blütezeit des kirchlichen Lebens“ dargestellt habe, als die sie in der Überschrift des ihr gewidmeten Kapitels im dritten, 1959 nach dem Tod des Verfassers erschienenen Teil der großen „Kirchengeschichte Österreichs“ von Ernst Tomek bezeichnet wird.² Dieses Bild ist gewiß nicht falsch, gibt aber doch nur eine und zwar die äußerliche Seite der geschichtlichen Wirklichkeit wieder, auf die sich Tomek auch vor allem beruft und die sogleich vor das geistige Auge tritt, wenn vom „österreichischen Barockkatholizismus“ die Rede ist; die rege kirchliche Bautätigkeit, der „steingewordene Jubel“ der nach dem Sieg über Protestantismus, Ständetum und Türkengefahr triumphierenden barocken Staatskirche, die dem ganzen Land mit dem Bau von „Klösterschlössern“³ und Wallfahrtskirchen, mit der Errichtung von Dreifaltigkeits- und Mariensäulen, Kreuzwegstationen, Wegkreuzen und Heiligenstatuen das bis heute erhaltene barocke Antlitz gab, sowie das Aufblühen des Wallfahrts- und Bruderschaftswesens. Dabei vergißt man aber meist, daß es sich hier nicht

¹ Rudolf Reinhardt, Zur Kirchenreform in Österreich unter Maria Theresia: ZKG 77, 1966, S. 105 ff.

² Ernst Tomek, Kirchengeschichte Österreichs, 3. Teil, Innsbruck 1959, S. 9 ff.

³ Willy Lorenz, Du bist doch in unserer Mitte, Wege der Kirche in Österreich, Wien 1962.

so sehr um Manifestationen einer aus den breiten Bevölkerungsschichten erwachsenen Volksreligiosität handelte, als vielmehr um eine zunächst von oben her, von der weltlichen und geistlichen Obrigkeit, vielfach mit aus dem Ausland, aus Italien und Spanien, sowie aus dem deutschen Westen und Südwesten von der Obrigkeit nach Österreich geholten geistlichen und künstlerischen Hilfskräften durchgeführte Aktion; wie dies etwa schon die Gleichförmigkeit der Statuen des Heiligen Johannes von Nepomuk an nahezu allen großen und kleinen Brücken der Erblande erweist.

Besonders aus den bäuerlichen Bevölkerungsschichten ist dieser Rekatholisierung aber über fast zwei Jahrhunderte hindurch ein zäher Widerstand entgegengesetzt worden, in dem sich oft auch die soziale Unzufriedenheit mit dem Verlangen nach dem „reinen Evangelium“ verband. Symptom dieses Widerstandes war der „Geheimprotestantismus“, der immer wieder aufblühte, der Maria Theresia in der ersten Phase ihrer Regierung, aber auch noch in den letzten Monaten ihres Lebens, beschäftigte und beunruhigte. Doch auch sonst zeigte jede Krise, wie stark der Widerstand in der Landbevölkerung war und trotz aller Bemühungen der weltlichen und geistlichen Obrigkeit blieb; wofür hier nur das eindrucksvolle Zeugnis des Priesters Balthasar Kleinschroth aus dem Türkenjahr 1683 angeführt sei. Kleinschroth, der mit seinen Schutzbefohlenen, den Sängerknaben des Klosters Heiligenkreuz im Wienerwald, vor den Türken und Tataren nach Westen flüchtete, wurde im Gebiet der niederösterreichischen „Eisenwurz“ von den aufgeregten Bauern mit dem Tode bedroht, da die Bauern der gegenreformatorischen Tätigkeit des katholischen Klerus in Oberungarn die Schuld am Türkenkriege zuschrieben; und in seiner Not gelobte er für den Fall seiner Errettung eine Wallfahrt nach Altötting, auf dessen Gnadenaltar er einen Bericht über seine „Flucht und Zuflucht“ niederlegen würde. Durch das Eingreifen der weltlichen Obrigkeit aus der Gefahr errettet, hat Kleinschroth drei Jahre später sein Gelübde erfüllt und diesem Umstand verdanken wir den wertvollen Fluchtbericht, der, wie der Herausgeber, P. Hermann Watzl S.O. Cist., treffend in der Einführung schreibt „in oft geradezu dramatischer Darstellung die Stimmung des ‚gemeinen Mannes‘“ übermittelt. „Dieser, der österreichische Bauer, Enkel jener Generation, die sich offen zu Luthers Lehre bekennen durfte, sieht die Ursache des unheilvollen Krieges in der von Kaiser und Klerus begonnenen Gegenreformation in Ungarn und erhebt sich deshalb voll Erbitterung gegen den Urheber derselben, den katholischen Priester, eine Erscheinung, die Kleinschroth an allen Orten seines Fluchtweges erleben muß.“⁴

Der eindrucksvolle Bau des österreichischen Barockkatholizismus ist so auf nicht ganz festen und immer wieder bedrohten Fundamenten errichtet worden; eine Parallele zu den Verhältnissen im politischen Bereich. Denn wenn mit Recht gesagt wurde, daß der Staat Karls VI. trotz seiner imponierenden

⁴ Flucht und Zuflucht. Das Tagebuch des Priesters Balthasar Kleinschroth aus dem Türkenjahr 1683, hg. von P. Hermann Watzl S. O. Cist., Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich, Bd. 8., Graz-Köln 1956, S. 8.

territorialen Ausdehnung und des alle Länder umschließenden Bandes der Pragmatischen Sanktion „wahrlich ein barockes Staatsgebilde“ und „in der Zeit des beginnenden rationalen Staatsdenkens mit der starken Arrondierungstendenz doch schon etwas anachronistisches war“,⁵ so galt ähnliches von der mit diesem Staatswesen eng verbundenen barocken Staatskirche, deren Anspruch auf Bewahrung der Glaubenseinheit in den „teutschen Erblanden“ durch den unausrottbaren und immer wieder hervorbrechenden „Geheimprotestantismus“ stets aufs neue in den Fundamenten bedroht erschien.

Auf politischem Gebiet hat Maria Theresia dem von ihrem Vater ererbten Staatswesen durch die große Staats- und Verwaltungsreform das bisher fehlende feste und sichere Fundament gegeben; in kirchlich-religiöser Hinsicht hat sie das gleiche Ziel, wie Reinhardts Studie eindrucksvoll nachweist, mit Eifer erstrebt aber nicht erreichen können. Der nüchterne Tatsachensinn der Herrscherin konnte sich dabei mit den traditionellen Mitteln zur Bekämpfung des Geheimprotestantismus – Auswanderung und Volksmission – nicht zufriedengeben. Denn abgesehen davon, daß diese Methoden auch in der Vergangenheit zu keinem dauerhaften Erfolg geführt hatten, wurde ihre Anwendung immer problematischer. Eine Massenausreibung der Protestanten, wie sie im benachbarten Salzburg noch in den Dreißigerjahren des 18. Jahrhunderts stattgefunden hatte, verbot sich für Österreich aus wirtschaftlichen und politischen Gründen. Aber auch die bereits unter der Regierung Karls VI. eingeleitete und dann für die Epoche Maria Theresias typische Kompromißlösung zwischen den bevölkerungspolitisch-wirtschaftlichen Erwägungen und dem Verlangen der Dynastie nach Bewahrung der erbländischen Glaubenseinheit, die „Transmigration“, erwies sich keineswegs als das Ei des Kolumbus. Denn diese zwangsweise Umsiedlung der „halsstarrigen“ Protestanten aus den Alpenländern in das dünn besiedelte Siebenbürgen, wo die Protestanten auf Grund der leopoldinischen Privilegien geduldet waren, brachte große Unkosten sowie wirtschaftliche und menschliche Verluste mit sich⁶ und verursachte eine unerwünschte Unruhe in den Herkunfts- wie in den Bestimmungsbereichen der zur Transmigration gezwungenen „Landler“.

Ähnlich problematisch war das traditionelle Mittel der Volksmissionen sowie seine der „Transmigration“ entsprechende thesesianische Verbesserung in Form der Bekehrungshäuser. Für die Volksmissionen durch Ordensleute kamen vorwiegend Jesuiten und Kapuziner in Frage, da jene Orden, deren Klöster und Stifte als Grundherren zugleich weltliche Obrigkeit waren, vom

⁵ *Hans Sturmberger*, Vom Weißen Berg zur Pragmatischen Sanktion, Österreich in Geschichte und Literatur, 5/1961, S. 246.

⁶ „Im Jahre 1775 stellte man fest, daß von 309 transmigrierten Familien aus Oberösterreich 106 ganz ausgestorben, 29 völlig verarmt, 19 obdachlos und nur 155 richtig angesiedelt waren“. *Grete Mecenseffy*, Geschichte des Protestantismus in Österreich, Graz-Köln 1956, S. 206. Dazu jetzt auch: *Alfred Obernberger*, Herkunft und Zahl der sogenannten „Landler“ in Siebenbürgen, in: Neue Beiträge zur siebenbürgischen Geschichte und Landeskunde (Siebenbürgisches Archiv 1), Köln-Graz 1962, S. 163–183.

„gemeinen Mann“ mit auch sozial begründeter Abneigung betrachtet wurden. Die Jesuiten aber galten als der Orden des Hofes und der Dynastie, sie waren mit der Erinnerung an die Gegenreformation belastet und litten zudem unter der im Laufe des 18. Jahrhunderts in allen katholischen Ländern zunehmenden Abneigung gegen die Gesellschaft Jesu. Auch erschienen die traditionellen Methoden der Volksmission, wie sie etwa in Italien um die Jahrhundertwende von dem Jesuiten Paolo Segneri entwickelt und auch nördlich der Alpen angewandt worden waren, mit ihren öffentlichen Bußbekenntnissen und Selbstgeißelungen als immer weniger zeitgemäß. Waren sie doch selbst in Italien, hier vor allem von dem mit Segneri persönlich befreundeten Ludovico Antonio Muratori, dem auch für die geistige und religiöse Entwicklung in Österreich sehr einflußreichen Haupt des italienischen „Reformkatholizismus“ als „übertrieben“ kritisiert worden.

So erscheint es verständlich, daß Maria Theresia und ihre geistlichen und weltlichen Berater in einer Neuorganisation der ordentlichen Seelsorge das wirksamste Mittel zur Bekämpfung des „Geheimprotestantismus“ sahen. Der durchaus praktische, auf ein konkretes Ziel gerichtete Charakter der geplanten Reform zeigt sich dabei, wie mir scheinen will, besonders deutlich auch in der Beschränkung auf die Ländergruppe, in der erfahrungsgemäß die Hinneigung zum Luthertum immer wieder zum Ausbruch kam. Die Ausschließung der tirolisch-vorderösterreichischen Länder aus der geplanten Reform mag nämlich außer aus den von Reinhardt angeführten Gründen der territorialen Zersplitterung in Vorderösterreich und des zu erwartenden Widerstands in Tirol⁷ vor allem dadurch bestimmt worden sein, daß man in diesen Gebieten auf Grund der bisherigen Erfahrungen die Glaubenseinheit nicht für bedroht hielt.

Besonders interessant, wengleich gewiß nur schwer zu erzielen, wäre eine Klärung der Frage, ob und in welchem Ausmaß in den Wiener Plänen einer Kirchenreform durch Errichtung neuer Pfarren französische Ideen spätjansenistischen und „richeristischen“ Ursprungs einer Rückkehr zur Glaubenseinheit der Urkirche durch die Stärkung der Stellung der „guten Pfarrer“ in der Kirche wirksam waren. Von dem Konvertiten Bartenstein, der wie Reinhardt darlegt, eine wichtige Rolle bei der Ausarbeitung der Pläne spielte, an ihrer Entstehung aber zunächst offenbar nicht beteiligt war, wissen wir, daß er zur Zeit seines Pariser Aufenthalts und seiner Konversion im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts jenen französischen Kreisen nahestand, in denen sich gerade damals das so folgenreiche Bündnis zwischen spätjansenistischen und gallikanischen Tendenzen vollzog.⁸ Der Gemahl Maria Theresias, Franz Stephan von Lothringen, dessen Beispiel die Herrscherin nach ihrem eigenen Zeugnis gerade in Fragen der religiösen Praxis folgte, hat in seiner eigentümlichen Aufklärungsreligiosität gewisse äußere Kennzeichen jansenistischer Frömmigkeit übernommen, erwies sich auch sonst

⁷ Reinhardt, a.a.O., S. 108 f., Anm. 17.

⁸ Josef Hrazky, Johann Christoph Bartenstein, der Staatsmann und Erzieher: Mitteilungen des Österr. Staatsarchivs, 11. Bd. Wien 1958.

mehrfach als Freund und Beschützer von Jansenisten, kann aber wohl nicht als „Jansenist“ im eigentlichen, theologischen Sinne gelten.⁹ Der Jansenist Van Swieten besaß damals bereits das Vertrauen Maria Theresias, wenn auch vielleicht noch nicht in dem Ausmaß wie später. Über die religiösen Überzeugungen von Kaunitz wissen wir noch immer zu wenig, doch lassen neuere Forschungen vermuten, daß er keineswegs der Religionsverächter und „Voltaireaner“ war, als der er bisher meist, lobend oder tadelnd, gekennzeichnet wurde.¹⁰ Vor allem aber waren seit der ersten Jahrhunderthälfte jansenistische Ideen offenbar in den führenden Kreisen in Wien wohlbekannt und genossen starke Sympathien, die einerseits durch die traditionelle Gegnerschaft gegen das bourbonische Königtum, andererseits durch antikuriale Tendenzen genährt wurden. Den Prinzen Eugen möchte sein Biograph Max Braubach zwar nicht als „Jansenisten“ bezeichnen,¹¹ doch hat andererseits gerade Braubach in seiner monumentalen Biographie Eugens eine große Anzahl von Indizien angeführt, die eine eindeutige Sympathie des Prinzen für den Jansenismus und einzelne Jansenisten beweisen. Unter der Schirmherrschaft des Prinzen und des mit ihm eng befreundeten Nuntius Domenico Passionei – eines ganz entschiedenen Förderers des Jansenismus, den er dann auch als Kardinal in Rom in jeder Weise beschützte und unterstützte¹² – scheint sich so schon in der ersten Jahrhunderthälfte in Wien ein von jansenistischen und antikurialen Tendenzen erfüllter Kreis zusammengefunden zu haben, dessen Stützpunkt hier ebenso die Hofbibliothek wurde wie später für den römischen Jansenismus die vatikanische Bibliothek; und es wäre interessant, festzustellen, ob wie auf politischem so auch auf kirchenpolitischem und religiösem Gebiet unter Maria Theresia jene Tendenzen fortgeführt und weiterentwickelt wurden, die wir bereits im Kreis um den Prinzen Eugen angelegt finden.¹³

Nach dem Scheitern ihres großen Plans einer Kirchenreform hat die durch den Kampf gegen Preußen in Anspruch genommene Herrscherin sich wieder mehr auf die bisher angewandten Mittel im Kampf gegen den „Geheimprotestantismus“ verlassen müssen, doch hat sie weiterhin nach neuen Mitteln

⁹ *Adam Wandruszka*, Die Religiosität Franz Stephans von Lothringen. Ein Beitrag zur Geschichte der „Pietas Austriaca“ und zur Vorgeschichte des Josephinismus in Österreich; Mitt. d. Österr. Staatsarchivs, 12. Bd. Wien 1959.

¹⁰ Ich darf mich hier dankbar auf Mitteilungen von Herrn Kollegen Karl Otmar Freiherrn von Aretin, Darmstadt, und von Frau Dr. Grete Klingenstein, Wien, beziehen.

¹¹ *Max Braubach*, Prinz Eugen von Savoyen, Eine Biographie, Band IV und V, München 1965, IV/165–177, 428–431, V /98, 107, 169, 184, 190 f., 342, 428.

¹² *Enrico Dammig*, Il movimento giansenista a Roma nella seconda metà del secolo XVIII., Città del Vaticano 1945.

¹³ Die Frage wird von *Heinrich Benedikt*, Der Josephinismus vor Joseph II. in: Österreich und Europa, Festgabe für Hugo Hantsch, Graz–Wien–Köln 1965 eindeutig bejaht. Doch wäre es interessant, wenn sich direkte Beziehungen zwischen dem jansenistisch beeinflussten Kreis um den Prinzen Eugen und den Kirchenreform-Projekten der Fünfzigerjahre, etwa auch in der Person des von Reinhardt „entdeckten“ Barnabiten-Provinzials Pater Pius Manzador, feststellen ließen.

und Methoden Ausschau gehalten. Daher begegneten die Bemühungen des Jesuiten P. Ignaz Parhamer, des Beichtvaters des Kaisers, Volksmissionars und Begründers des nach ihm benannten Waisenhauses,¹⁴ um die religiöse Erziehung der Jugend ihrer besonderen Aufmerksamkeit und Billigung. So empfahl sie 1765 ihrem Sohn Leopold, das von Parhamer – den man mit einigem Recht als Vorläufer einer katholischen Jugendbewegung in Österreich bezeichnen könnte – entwickelte System auch zur Erziehung der Jugend in seinem toskanischen Großherzogtum zu übernehmen, wobei sie die bezeichnende Einschränkung hinzufügte, daß sie „die Fahnen und andere Kleinigkeiten“ nicht billige; doch seien der Erziehungsplan, den sie ihrem Sohn gerne zusenden wolle, und das System Parhamers zur Jugenderziehung hervorragend.¹⁵

Noch in den letzten Monaten ihres Lebens hat das Problem der Bekämpfung des Protestantismus in den Erbländern die Herrscherin beschäftigt; jetzt in der Form des mit ganz unerwarteter Heftigkeit ausgebrochenen „mährischen Sektierertums“. In dieser Frage hat sie sich um Rat an ihre geistlichen und weltlichen Berater, aber auch an ihren Sohn Leopold in der Toskana gewandt,¹⁶ an dieser Frage hat sich der letzte schwere Konflikt zwischen ihr und ihrem Sohn und Mitregenten Joseph entzündet; denn Joseph sah ebenso wie Leopold eine Lösung des Problems nur in der Gewährung der bürgerlichen Toleranz, nicht zuletzt, um den Kampf für die Rekatholisierung, an dem auch er festhalten wollte, nicht mehr gegen einen unsichtbaren und daher immer wieder dem Zugriff entgleitenden Gegner führen zu müssen.

So stand das Problem der Auseinandersetzung mit dem bisherigen „Geheimprotestantismus“ nach dem Tod Maria Theresias nicht nur an der Wiege des josephinischen Toleranzpatents von 1781, sondern war auch weiterhin in der österreichischen Kirchenpolitik des „Josephinismus“ wirksam. Denn auch hier wie in vielen anderen Fragen hat Joseph die Pläne seiner Mutter fortgeführt und so spielten in der nun von ihm mit größerer Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit in Angriff genommenen Kirchenreform auch jene Überlegungen eine wichtige Rolle, welche die Ausarbeitung der Reformprojekte in den Fünfzigerjahren bestimmt hatten. Konsequenterweise war damit die Entwicklung einer neuen, dem Volke verständlichen und das Kirchenvolk zur Mitwirkung am Gottesdienst erziehenden Liturgie verbunden. Denn abgesehen von anderen, im Wesen und in den pädagogischen wie in den seelsorgerischen Tendenzen des „Aufklärungskatholizismus“ begründeten Motiven, hoffte man damit die Übertrittsbewegung zum Protestantismus

¹⁴ *Georg Rieder*, Ignaz Parhamer's und Franz Anton Marxer's Leben und Wirken, Wien 1872.

¹⁵ Adam Wandruszka, Zur Vorgeschichte des „Josephinismus“. Maria Theresias Instruktion für Leopold von Toskana im Jahre 1765, in: *Historica*, Festschrift f. Friedrich Engel-Janosi, Wien 1965, 138, Ders. Leopold II., Erzherzog von Österreich, Großherzog von Toskana, König von Ungarn und Böhmen, Römischer Kaiser, Wien-München 1963/65, Bd. I., 112.

¹⁶ Wandruszka, Leopold II., Bd. II., S. 11 ff.

einzu-dämmen beziehungsweise die Rückkehr zum Katholizismus zu erleichtern.

Dieser Zusammenhang tritt etwa sehr deutlich zutage in den Beobachtungen, die Josephs Bruder Leopold während seiner Reise von Florenz nach Wien im Sommer 1784 über die Auswirkungen der josephinischen Kirchenpolitik in den Alpenländern machte. Denn ausgehend von der neuen Pfarr-einteilung und dem noch unbefriedigenden Stand der Einrichtung der neuen Pfarren verzeichnet der Großherzog von Toskana hier zunächst die Auswirkungen des Toleranzpatents und alle Beobachtungen und Nachrichten über die nun offenbar gewordene Zahl der Protestanten in Kärnten, Steiermark und in Wien sowie über die Unzufriedenheit der Protestanten über die unvollkommene Toleranz und geht dann auf die anderen Aspekte der josephinischen Kirchenpolitik über, wobei vor allem das „nuovo sistema di divozione“ behandelt wird, die Liturgiereform der täglichen Pfarrmesse mit Orgelbegleitung und Gemeindegesang in der Volkssprache, mit einer halbstündigen Predigt „che secondo le istruzioni fissate deve esser morale, catechistica e semplice“, des Abendsegens mit Litanei und Katechismus, während alle anderen Andachten, Novenen, Heiligenfeste usw. abgeschafft worden seien.¹⁷ Es sind Maßnahmen, die wir auch im leopoldinischen Programm einer Kirchenreform in der Toskana wiederfinden, wo der Kampf gegen den Protestantismus natürlich keine Rolle spielte; und allein diese Überlegung muß uns davor bewahren, die josephinische Kirchenpolitik, Pfarr-Regulierung und Liturgiereform nun etwa einseitig oder gar ausschließlich auf das Motiv der Auseinandersetzung mit dem Protestantismus in den Erblanden zurückführen zu wollen. Die innere Geschlossenheit und Konsequenz der josephinischen Kirchenpolitik in ihren positiven Aspekten ist treffend von Willy Lorenz dargelegt worden:

„Der Pfarrer, der gute Hirt, mußte nicht nur Interesse für die ‚Parteien‘ in der Kanzlei haben, sondern auch für die Menschen um den Altar; er hatte ständig die gleiche Herde zu betreuen, von der Kanzlei und vom Altar aus. Er mußte ihre Anteilnahme wecken – in der Kirche also für das Geschehen am Altar. So nähert sich im Zeitalter des Josephinismus plötzlich das Interesse des Volkes der Liturgie. Wünsche auf Abschaffung des Rosenkranzbetens während der Messe werden laut, statt dessen wird die Übersetzung der Meßtexte in die Volkssprache gefordert, um mit dem Priester die Messe mitfeiern zu können. Heute für uns selbstverständlich, bedeuteten solche Forderungen damals eine ungeheuerliche Neuerung; sie verschwanden denn auch wieder. Auf einem Gebiet gelang es aber, etwas Unvergängliches durch die Schöpfung der ersten volksliturgischen Singmesse zu leisten. Es ist die Messe ‚Hier liegt vor Deiner Majestät‘, deren Komponist Michael Haydn, der Bruder des berühmten Joseph Haydn, ist. Die Messe war zum erstenmal in Bayern aufgetaucht und dann von Haydn umkomponiert worden.

¹⁷ Relazione del viaggio e soggiorno fatto da S. A. R. in Vienna nel Luglio 1784, Wien, H.- H.- u. Staats-Archiv, Familienarchiv, Sammelbde. 16, Wandruszka, Leopold II., Bd. II., S. 84.

Sie ermöglichte dem Volk bereits eine aktive Teilnahme an der Messe und ihren einzelnen Teilen und schuf damit eine Gemeinschaft mit dem Geschehen am Altar, wie sie in dieser Weise kaum anderswo zu finden war¹⁸.

Gerade in diesen positiven Zügen ist die josephinische Kirchenpolitik in Österreich wie die Leopolds in der Toskana, aber etwa auch die des jüngsten der drei zur Herrschaft gelangten Söhne Maria Theresias, des Kurfürsten Max Franz in Kurköln, unter dem „die Kavaliere“ in der Residenz in Bonn „beten lernten“,¹⁹ jenem Charakter einer Volksmission im Geiste des Aufklärungskatholizismus treu geblieben, der in den Ansätzen bereits in den Plänen ihrer Mutter Maria Theresia zur Reform der Kirche in Österreich angelegt war.

¹⁸ Willy Lorenz, *Du bist doch in unserer Mitte*, a.a.O. 76 f.

¹⁹ Max Braubach, *Maria Theresias jüngster Sohn Max Franz, Letzter Kurfürst von Köln und Fürstbischof von Münster*, Wien-München 1961, S. 166.